

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte =
Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della Società
svizzera di preistoria

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte

Band: 48 (1960-1961)

Artikel: Ein Septizonium in Augst

Autor: Laur-Belart, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-114700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Septizonium in Augst

Von Rudolf Laur-Belart

Mit 6 Abbildungen und 3 Tafeln

Durch eine generöse Schenkung von Prof. Eduard His ist die Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel im Jahre 1937 in den Besitz einer eigenartigen Ruine gelangt, die am Westfuß der Stadterrasse von Augusta Raurica in der sogenannten Grienmatt liegt und seit 250 Jahren die Archäologen immer wieder beschäftigt hat.

Die Instandstellung der arg verwitterten Mauern in den Jahren 1954–1956 bot Gelegenheit, das Problem ihrer Baugeschichte und Deutung erneut aufzuwerfen und vor allem die Baufugen und Fundamente einer genauen Prüfung zu unterziehen. Das überraschende Ergebnis war, daß alle die vielen und zum Teil scharfsinnigen Erklärungen früherer Bearbeiter offenbar falsch und ungenau sind. Es dürfte deshalb angezeigt sein, zum besseren Verständnis der folgenden Untersuchung zunächst die bewegte Ausgrabungsgeschichte der Ruine zu skizzieren.

Weder die Chronisten des 16. Jahrhunderts wie Beatus Rhenanus, Sebastian Münster und Johannes Stumpf noch Basilius Amerbach, der von 1582–1585 als erster das Theater ausgraben ließ, wissen etwas von römischen Ruinen in der Grienmatt. Dagegen stoßen wir in den Basler Ratsprotokollen zum Jahre 1705 und folgende auf mehrere Eintragungen, dahin lautend, daß der Schmied von Augst alte Mauern aufgedeckt habe und sich die Steine aneigne. Der Rat entschied, daß ihm das untersagt werde und daß das Steinwerk, falls es zu Gebäuden tauglich sei, zu des Publici Handen zu ziehen sei. Also nicht die Sorge um die Erhaltung von Altertümern, sondern die Auffassung, daß herrenlose Gegenstände Eigentum des Staates seien, veranlaßte den Rat zum Eingreifen. 1718 berichtete die Waldungskommission auf neue Klagen hin an den Rat, die Marmorsäulen in der Grienmatt seien immer noch vorhanden. Karl Stehlin referiert in seiner Bibliographie von Augusta Raurica und Basilia (BZ X, 1909, 56) über Briefe, die im Jahre 1716 Dunod «sur les découvertes qu'on a faites sur le Rhin» publizierte. Darin heißt es u. a.: «In Augst sei am Abhang eines Hügels ein kleiner Tempel, welcher noch fast zur Hälfte seiner Höhe erhalten ist. An seinen beiden Enden, welche unbedeckt waren, standen zwei Statuen; man sieht noch die Stellen der Postamente, welche die Säulen mit den Statuen trugen. Diese Säulen müssen sehr groß gewesen sein, wie aus den vor dem Tempel liegenden Fragmenten von weißem Marmor zu ersehen ist ... In der Mitte ist ein Sodbrunnen.» Die Erwähnung dieses Sodbrunnens läßt keinen Zweifel aufkommen, daß es sich wirklich um unser Bauwerk handelt. Bereits wird auf die außerordentliche Größe der Säulen hingewiesen. Die Meldung der Basler Waldungskommission muß sich auf diese Säulen beziehen. Die wilden Ausgrabungen der gewinnsuchenden Augster Einwohner hatten das eine Gute, daß sie die Aufmerksamkeit der Altertumsfreunde auf das Gemäuer lenkten und den Umriß des Gebäudes einigermaßen erkennen ließen.

Als erster überliefert uns *Daniel Schöpflin* in seiner «*Alsatia Illustrata*» von 1751 einen Grundriß, zwei Ansichten und eine recht gute Beschreibung der Ruine. Er erkannte bereits, daß das langrechteckige Bauwerk in drei Teile gegliedert sei, dessen mittlerer Abschnitt sowohl auf der Ost- wie auf der Westseite je zwei halbrunde Nischen aufweise. Auf der Westseite liege dazwischen eine rechteckige Nische, die den Zugang zum Gebäude vermittelt haben müsse. Besonders bemerkenswert ist, daß er auf seiner Planskizze die Position von Säulenresten angibt, aus der er eine tetrastyle Tempelfront in der Mitte erschließt. Er glaubt, daß die beiden Flügelrechtecke zwei Tempelzellen getragen hätten, die durch den deutlich abgesetzten, ebenfalls als Tempel ausgebildeten Mittelteil verbunden waren. Auf Stufen sei man zuerst zum mittleren Tempel hinaufgestiegen und von hier über seitliche Treppen in die Flügelzellen gelangt. Für die spätere Interpretation ist wichtig, daß Schöpflin bereits auf die capitolinische Trias in Rom (Jupiter, Juno, Minerva) hinweist und zu überlegen gibt, ob der Augster Bau nicht auch ein dreizelliger Tempel gewesen sein könnte. Aber der ausgezeichnete Gelehrte hatte auch in Nîmes den sogenannten Diana-Tempel mit seinen vielen Statuennischen gesehen, der den 12 Himmelsgöttern geweiht gewesen sei. Nichts hindere deshalb anzunehmen, daß auch der Tempel in Augst mit seinen halbrunden Nischen einer Vielzahl von Göttern gewidmet gewesen sei. In irgendeiner Cella müsse übrigens auch noch eine erzene Kolossalstatue eines unbekanntes Gottes gestanden haben: «*Colossus Numinis ignoti, ex aere conflatus, cuius digitus in ruinis illis hoc seculo repertus, amicorum liberalitate in Museum nostrum pervenit.*» Dieser überlebensgroße Bronzefinger wird noch heute im Historischen Museum pietätvoll aufbewahrt. Wir kennen sein weiteres Schicksal aus *Daniel Bruckners* Merkwürdigkeiten, deren XXIII. Stück Augst beschreibt und auf S. 2759ff. ein eigenes Kapitel «Von dem Tempel» enthält. Bruckner schreibt: «Herr Professor Schöpflin, dessen Gewogenheit für sich allein schon schätzbar genug ist, hat noch derselben den Daumen von Metall beygelegt, welcher vor vielen Jahren bey disem Gemäuer gefunden worden ist und in seinem Cabinet sich befand, und dadurch meine Sammlung bereichert.»

Im übrigen gibt Bruckner einen Grundriß wieder, von dem er ausdrücklich erklärt, daß er um 1750 aufgenommen wurde und etwas anders sei als derjenige Schöpflins. Seine Abweichungen seien auch auf einem Plane zu finden, den der «schätzbare Kenner des Altertums», J. J. d'Annone, gezeichnet habe. Bei Bruckner sind die Proportionen des Mittelteiles bereits richtig wiedergegeben; er deutet auf der Ostseite eine mittlere Halbkreisnische und auf den äußern Seiten der Flügelrechtecke je eine Nische an. Auf den beiden Ansichten Bruckners ist bemerkenswert, daß die Flügelbauten als geschlossene Mauerklötze erscheinen, die nur auf der Nord- und Südseite abgewittert sind. Auch die Partie zwischen den halbrunden Nischen der Ostseite ist deutlich durch Mauerwerk geschlossen. Da Bruckner selbst auf dem einen Flügel nachgraben ließ und einen Gußboden fand, deutet er die Seitenrechtecke als Tempel für Jupiter und Juno, während der Mittelteil den Priestern als Plattform für die Opfer gedient habe. Die tiefer gehenden Nischen hätten «allein zur Zierde des Tempels» gedient.

Bruckners Merkwürdigkeiten dürften dazu beigetragen haben, daß Augst und sein

«Tempel» weitherum bekannt wurden. Um 1775 ließ z. B. ein Fürst von Anhalt in der Grienmatt Ausgrabungen vornehmen, um nach Münzen zu suchen. Dabei legte er mehrere der großen Säulenstücke frei, die 1779 von einem Herrn Hieronymus Huber zur Papiermühle in Augst verschleppt wurden (Stehlin, Bibl., S. 75 f.). Stadtschreiber «Furkart» von Basel aber besaß damals bereits einen Teil der Wiese, auf der der Tempel lag, und war streng darauf bedacht, daß *seine* Säulen nicht weggeführt wurden. Im Jahre 1793 endlich erschien zum erstenmal ein Mann in Augst, der mit beharrlicher Geschäftigkeit und welscher Intuition die romantischen Neigungen der Zeit auszuwerten verstand und zum ersten neuzeitlichen Ausgräber in Augusta Raurica wurde: *Aubert Parent*, seines Zeichens Architekt und Bildhauer. Seine Herkunft ist dunkel. Man weiß nur, daß er aus dem Wallis stammte. Prof. E. His bemühte sich sehr, über seine Abstammung Näheres zu erfahren; doch blieb seine genealogische Studie leider Fragment.

Aubert wanderte öfters durch die Hard nach Augst und bemerkte bald bei der von Bruckner beschriebenen Tempelruine eine mächtige Säulentrommel, die zum größern Teil in der Erde versunken schien. Da er mit dem Grundeigentümer J. J. Forcart-Weis vom Württemberger Hof in Basel bekannt geworden war, gab er diesem den Rat, den Stein auszugraben, nach Basel zu transportieren und daraus ein Piedestal für seinen «englischen» Garten herzurichten. Es geschah, und die Säule, die heute im Historischen Museum steht, erhielt die Aufschrift EX RUD. AUG. Beim Ausgraben aber machte Aubert seine erste bedeutende Entdeckung: Unter dem Säulenstück lag eine prachtvoll skulptierte Marmorplatte von anderthalb Metern Länge. Voll Eifer grub Aubert weiter und fand ein weiteres Säulenstück mit seiner Basis, ein drittes mit geringerem Durchmesser, zahlreiche farbige Marmorplättchen und eine Masse von Mosaiksteinchen. Gerne hätte er auch noch nach dem Kapitell gesucht; aber höhere Gewalt griff ein: «en ce tems là il n'était permis à aucun particulier de faire des fouilles sur ses propriétés, sans préalablement en avoir obtenu la permission du Gouvernement; et l'on avait obtenu celle ci qu'à condition que ce ne serait d'en d'autre vue que celle d'arracher de la terre ce seul bout de colonne.» Also mußte er seine Nachforschungen einstellen. Nun reichte er der Basler Regierung einen wohldokumentierten Bericht ein mit dem Vorschlag, es solle eine vollständige Ausgrabung des Tempels vorgenommen werden. «J'avais aussi joint au dit mémoire le dessin d'une machine propre à faciliter le transport des colonnes jusqu'à Bâle.» Was machte darauf der Große Rat? Er setzte eine Kommission ein – et quoiqu'elle en fit un rapport favorable, rien ne fut arrêté. Der Senat beschloß, Auberts Mémoire zu den Akten Amerbachs in der Bibliothek zu legen – c'était je l'avoue me faire trop grande honneur – und dem Verfasser ein Anerkennungsschreiben und eine médaille d'or zu überreichen – executé sous la Date du 19 Août 1794.

Im Jahre 1801 – der helvetische Umsturz in der Schweiz war unterdessen über das Land gebräust – empfand Herr Forcart-Weis erneut das Bedürfnis, seinen englischen Garten zu verschönern, und beauftragte damit wiederum Aubert Parent. Dieser entwarf ihm eine herrliche Grotte aus römischen Architekturstücken, die er genau beschreibt. Die Bekrönung dieser romantischen Ruine sollte ein Cabinet aus Gitterwerk darstellen, das man mit Hilfe eines versteckten Mechanismus nach allen Seiten beliebig sollte

drehen können, um gegen die Sonnenstrahlen geschützt zu sein. Die römischen Bauelemente aber wollte sich der erfindungsreiche Architekt durch eine zweite Ausgrabung beim Tempel beschaffen. Das Projekt wurde genehmigt, und Tags darauf ging Aubert mit 4 terrassiers von Augst an die Arbeit. Eine Bewilligung durch die Regierung war jetzt offenbar nicht mehr nötig. Nach drei Wochen verfügte er über 6 Bruchstücke der großen Säulen mit einem Durchmesser von 88 cm, 8 Bruchstücke mit einem Durchmesser von 41 cm und je eine wohlerhaltene Basis mit großem und kleinem Durchmesser. Einzelne Säulenstücke seien nahezu 4 m lang gewesen (offenbar eine Übertreibung). Mit Bock, Hebeln und andern Werkzeugen hob man einen der Kolosse. Da entdeckte Aubert direkt darunter einen Möbelfuß in Form einer Löwentatze aus Bronze. Er grub eigenhändig weiter und zog bald an einer Kette einen weitem Tierfuß aus Bronze hervor, auf dem eine zierlich gestaltete Figur Ganymeds mit der Syrinx, vom göttlichen Adler gehalten, dargestellt war¹. Es ist wohl das köstlichste Stück, das je dem Boden der Grienmatt entnommen worden ist. Wiederum fand Aubert massenhaft Mosaiksteinchen, aber auch Asche, Knochen und bitumenartig verschmolzenes Metall, zahlreiche Plättchen verschiedener Marmorarten, Alabasterplatten auf Konsolen in Form von Adlerköpfe u. a. m. An Architekturstücken verzeichnet er mehrere Fragmente von korinthischen Kapitellen, 2 Stücke des Architravs, geringe Teile des Gesimses mit Zahnschnitt und ein meterlanges Stück des Kymas. Alles vereinigte er als gewandter Zeichner in einer Idealrekonstruktion, wobei er den reichgeschmückten Marmorfries fälschlicherweise an Stelle des Architravs setzt. Stehlin hat an Hand eines spätern Fundes nachgewiesen, daß es sich um Einfassungen einer Prunktüre handelt (*Tafel 3*).

Nach diesen Erfolgen ging Aubert zu Untersuchungen an der Ruine selbst über. Dabei fand er Stücke von Pfeil und Bogen – eines Amors, wie er meinte –, einen prächtigen Atlanten² und einen kleinen Tiger aus Bronze, der aus einem Blattkelch springt. Auf dem südlichen Flügel der Ruine stieß er auf einen Estrichboden, auf dem noch vereinzelte Mosaiksteinchen lagen. Da dieser Boden ringsum einigermaßen rund abgebrochen war, glaubte er, das Fundament eines pavillonartigen Aufbaus entdeckt zu haben. Er gab sich damit zufrieden, reinigte die mittleren Nischen, die er für Stützbögen des Tempelperistyls hielt, vom Gestrüpp und ließ drei der großen Säulen von seinen Arbeitern aufstellen, wobei die 98 Zentner schwere Erinnerungssäule, die heute noch steht und eine französische Inschrift trägt, besonders viel Arbeit gab. Aubert schreibt: «Cette entreprise eut lieu en présence d'un grand nombre de spectateurs tout étrangers que du Canton, qui furent invités à voir cette opération qui se termina sans le moindre accident. – Le propriétaire amateur (Forcart-Weis) voulut que les hommes du nombre de vingt, qui avaient été employés à dresser cette colonne, et qui la plus part étaient des ouvriers de la papéterie d'Augst, soient servi d'un repas frugal, qui fut terminé par des danses Villageoises où tout se passa avec cette gaité helvétique que l'on ne connaît pas partout.»

Seine Entdeckungen interpretierte Aubert folgendermaßen: In der Mitte des Bau

¹ Führer durch Augusta Raurica, 3. Aufl., S. 98, Abb. 59.

² Führer durch Augusta Raurica, 3. Aufl., S. 121, Abb. 80.

werkes stand ein Jupitertempel, was durch den Ganymed und die Adlerköpfe bewiesen werde. Er sei *amphiprostylos* gewesen und geschmückt durch eine tetrastyle Porticus auf den beiden Fassadenseiten, und zwar so, daß das Innere offen, also ohne Dach gewesen sei, damit das Volk von der Höhe der Stadt dem Opfer habe zusehen können. Zu beiden Seiten hätten sich zwei kleine runde Tempel erhoben wie auf dem Capitol in Rom, die der Juno und der Minerva geweiht gewesen seien. Die Verbindung zwischen den 3 Tempeln sei durch Türen erfolgt, von denen er eine in Resten selbst habe beobachten können (sie habe 223,5 cm gemessen). In Augst könnten diese kapellenartigen Seitentempel inferioren raurachischen Göttern wie Merkur, Neptun oder Amor geweiht gewesen sein. Eine Überprüfung aller Baufragmente durch Kenner habe ergeben, daß der Tempel nicht aus der Zeit des Kaisers Augustus stammen könne. Ja, da alle skulptierten Stücke «paraissent comme sortir des mains de l'ouvrier», müsse man annehmen, daß das Gebäude kurz vor seiner Zerstörung restauriert worden sei.

Während des 19. Jahrhunderts überließ man die Mauern in der Grienmatt ihrem Schicksal: Sie verwandelten sich wieder in einen Trümmerhaufen. Schließlich gelangten sie ins Eigentum der Familie Ehinger bzw. des Ehingerschen Fideikommisses. Einige Säulen wurden ins Dorf überführt, wo sie heute noch im Garten der Familie Berger an der Hauptstraße stehen. Die Grotte im Württemberger Hof wurde 1908 abgebrochen; die Architekturstücke und auch die Kleinfunde gelangten ins Historische Museum, von wo sie 1957 ihren Rückweg nach Augst angetreten haben.

Im Jahre 1907 begann die Historische und Antiquarische Gesellschaft in der Grienmatt mit neuen Ausgrabungen, die zunächst unter der Leitung von Prof. Arnold v. Salis standen, in den Jahren 1914–1916 aber von Dr. Karl Stehlin, dessen Name unvergeßlich mit Augst verbunden bleibt, systematisch und gründlich weitergeführt wurden. Seine vorbildlich genauen Aufnahmen sind im Gesellschaftsarchiv unter den Nummern H 7 12 und 12a eingereiht. Leider kam Stehlin nicht mehr dazu, einen zusammenfassenden Bericht zu schreiben und seine Ansicht über die Baugeschichte und seine Rekonstruktionen des Gebäudes zu begründen. Einzige Quellen darüber sind zwei Referate in den Basler Nachrichten 1914/15, ein Führungsbericht von Prof. O. Schulthess im 8. Bericht der Röm.-Germ. Kommission in Frankfurt a. M. 1913/15, 89ff., die Rekonstruktionszeichnungen in Stehlins nachgelassenen Papieren und das, was er mir in persönlichem Gespräch mitgeteilt hat.

Stehlin richtet sein Augenmerk zunächst auf die nähere und weitere Umgebung des «Tempels», dessen Ausmaße er mit $32 \times 10,7$ m ermittelte (*Abb. 1*). In einem Abstand von 4,4 m fand er eine Umfassungsmauer von 60 cm Dicke, die außen in Abständen von 2,75 m durch Pfeileransätze verstärkt war. An der Südostecke saß in dieser, später als Bassin erklärten Mauer eine 2,5 m lange Torschwelle aus Sandstein (H, 7, 12, S. 13). Nach Osten schloß daran ein kräftiges Mauerviereck von 13×15 m an, das in seinem Ostteil mit Fundamentmauerwerk ausgefüllt war und den Ansatz einer breiten Sandsteintreppe mit Wangen aufwies. Die südliche Wangenmauer aber stand mit der «Bassinmauer» nicht im Verband, sondern war durch sie angebrochen worden (H, 12, 2; 5, 3); die nördliche wurde nicht ausgegraben. Weiter östlich stieß Stehlin auf einen

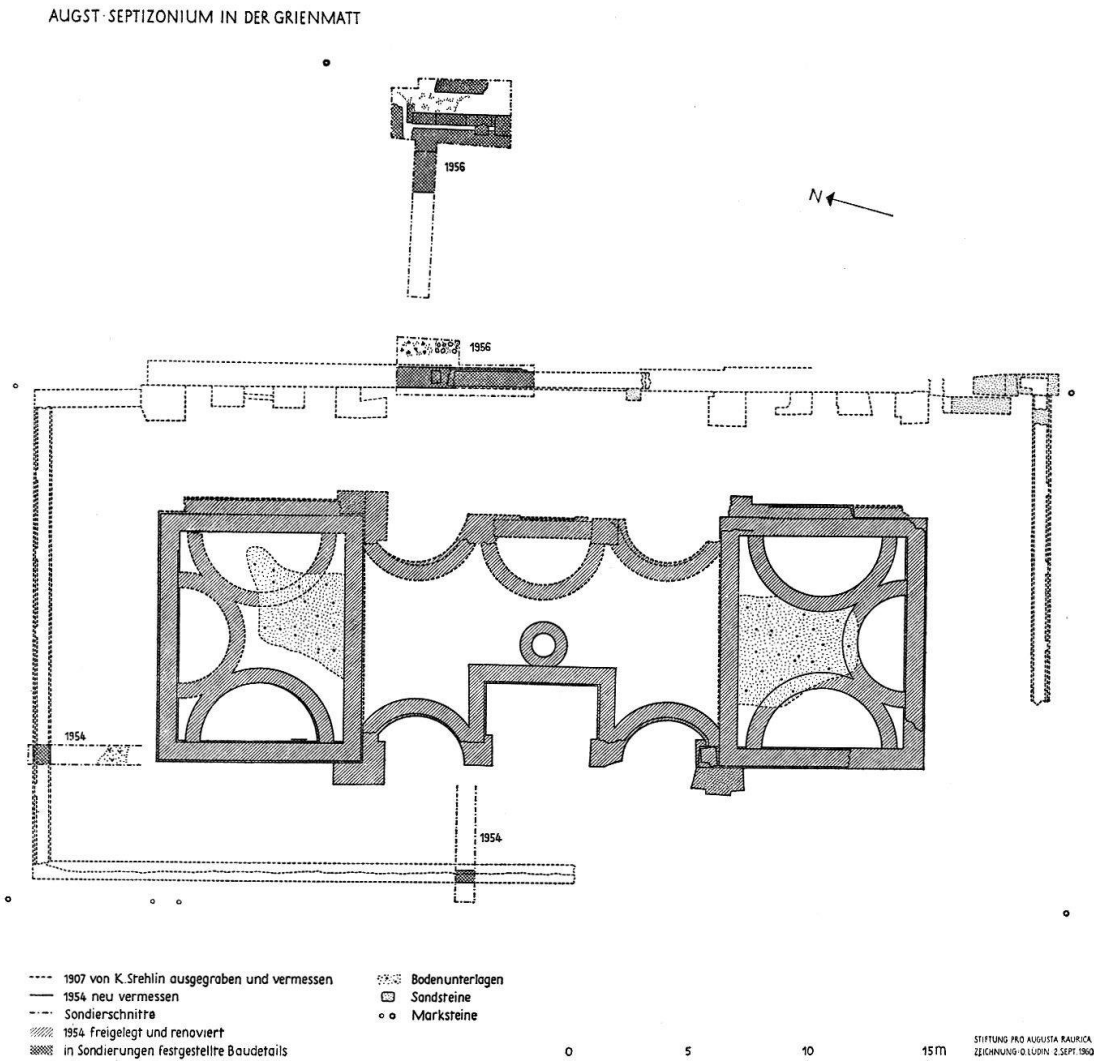


Abb. 1. Augst, Grienmatt. Grundriß. Aufnahme O. Lüdlin 1960. – Maßstab 1:400.

großen «Vorhof» (Abb. 2), der etwas breiter war als der Treppenraum, Reste eines Sandstein-Plattenbelages aufwies und nach 27 m Länge auf eine mächtige, 4,7 m breite Doppelmauer traf, die eine von Norden nach Süden führende Straße einsäumte. Längs der Nordmauer dieses Vorhofes fand er zahlreiche kleine Trümmer von Steinskulpturen, z. B. eine Hand mit Szepter, eine weibliche Brust, einen männlichen Kopf, Stücke eines Altars für den Heilgott Aesculap, aber auch Teile eines Palmettenfrieses mit Spitzen aus Bronze und vergoldete Voluten (an der Südmauer) u. a. m. Christoph Simonett³ hat nachgewiesen, daß diese Palmetten zu dem hervorragenden Greifenfries gehören, dessen Hauptstück schon 1907 entdeckt worden war und zu einem andern Greif paßt, der im Louvre in Paris liegt und von Augst dorthin gelangt ist. Jenseits der erwähnten Straße traf Stehlin auf die Sandsteinfundamente eines viertorigen Pfeilerbogens, dessen beide mittleren Öffnungen größer waren als die seitlichen (3,5 und 1,5 m). Das ganze

³ C. Simonett, Die geflügelten Löwen von Augst, 1944.

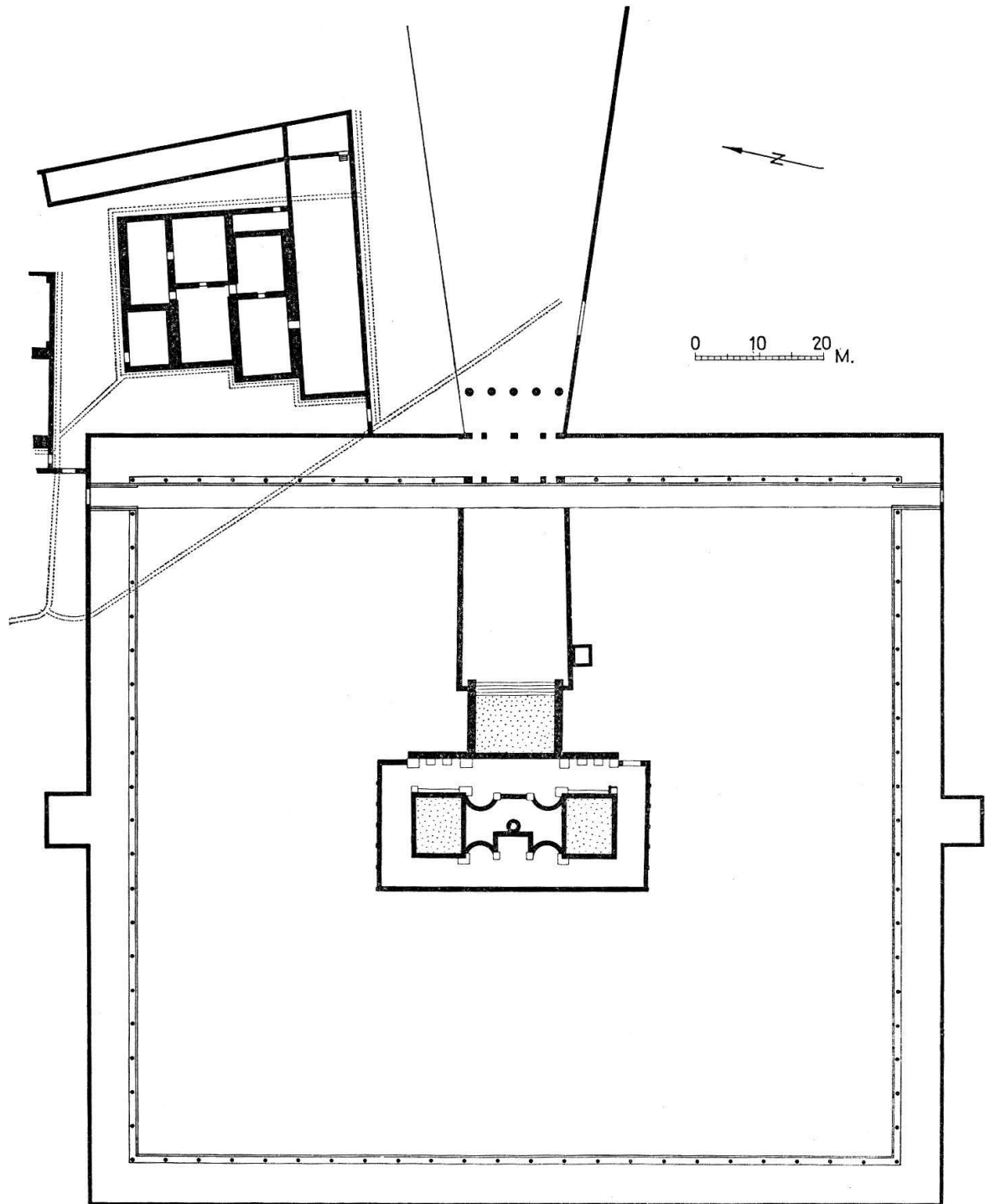


Abb. 2. Grienmatt, Tempelhof. Nach K. Stehlin.

Tor war 15,6 m breit, also ein repräsentatives Bauwerk. Doch nicht genug damit: In einem Abstand von 6 m folgten 5 Säulensockel, zum Teil noch die Basen tragend, mit gleichmäßigen Abständen. Die Säulen hatten einen Durchmesser von 74 cm, müssen also gegen 8 m hoch gewesen sein. Stehlings Schichtenprofile (z. B. I. c. S. 48) beweisen, daß die Straße älter ist als die Toranlage. Auch einige Kleinfunde aus dem Straßenkörper weisen auf das 1. Jahrhundert n. Chr. (S. 193, Krughals; S. 198, Münze des Domitian). Schließlich entdeckte Stehlin auch noch die doppelte Umfassungsmauer eines riesigen Hofes mit Säulenhalle, von 120 × 130 m Ausmaß, die alles umschloß, in ihrem Westteil aber im Laufe des Mittelalters von der Ergolz weggeschwemmt worden ist (*Abb. 2*).

Diese Ausgrabungen machte Stehlin zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Am 2. August 1914, als die ganze Schweiz vom Mobilisationslärm erfüllt war, nahm Karl Stehlin mit seinen monumentalen Meßinstrumenten unerschütterlich in der Grienmatt seine Maße auf.

Einen unerwarteten Fund spielte ihm schließlich im Jahre 1924 der Zufall in die Hände, als ein quer durch den großen Peristylhof gelegter Wasserleitungsgraben auf zahlreiche Steintrümmer traf, darunter die bekannte Statue des Herkules, den Weihestein der Maria Paterna für Apollo und eine Weihinschrift für den gallischen Gott Succellus⁴.

Nachdem er auch noch die Tempelruine selbst genau untersucht und ausgemessen hatte, kam er zu folgenden Schlüssen:

Anfänglich standen nur die beiden seitlichen Mauervierecke da. Das großartige Tor im Osten des Vorhofes bewies ihm, daß eine Straße auf die Mitte des sogenannten Tempels zulief. Die Mauervierecke flankierten diese Straße, müssen also einen weitgespannten, eintorigen Straßenbogen getragen haben. In der zweiten Etappe wurde der Mitteltrakt mit den Nischen eingesetzt und das Ganze mit einem Wasserbassin umgeben, zu dem die Umfassungsmauer und ein 3–5 cm dicker Mörtelboden gehören, den Stehlin festgestellt hatte. Er verglich diesen Grundriß mit dem Nymphäum von Side, das drei große Nischen und eine vor die Fassade gestellte Kolonnade hat. Und nun kam der kühnste Schritt dieser ausgeklügelten Baugeschichte: Aus den beiden hochliegenden Bodenresten der Flügel machte Stehlin eine Plattform, die auch den Mittelteil überdeckt habe, nachdem das Nymphäum bis auf diese Höhe abgebrochen worden sei, und aus den beiden Stufen, die er im sogenannten Treppenraum gefunden hatte, konstruierte er eine Treppe, die außerhalb des ehemaligen Bassins auf die Höhe der Plattform geführt habe. Damit bekam er ein Podium, dessen Mittelteil etwa 6 m nach Osten vorsprang.

Bedeutet die Erkenntnis, daß die Hauptperiode des Gebäudes eine geschlossene Fassade gebildet habe, gegenüber allen früheren Erklärungsversuchen einen befreienden Schritt vorwärts, der dem Scharfsinn Stehlins alle Ehre macht, so konnte er sich bei der Interpretation der dritten Etappe doch nicht von der alten Idee Schöpflins vom dreizelligen Tempel lösen. Dabei mußte ihm der dreizellige Tempel Vespasians in Brescia Schützenhilfe leisten. Nun also war das Gebäude in der Grienmatt doch ein Tempel für eine Götterdreierheit, ganz so wie es Schöpflin unverbindlich erwogen hatte.

⁴ Führer durch Augusta Raurica, 3. Aufl., 1959, S. 97, Abb. 57; S. 95, Abb. 53; S. 96, Abb. 55.

Stehlins Darstellung wurde von Felix Stähelin in sein Werk «Die Schweiz in römischer Zeit» (3. Auflage 1948, S. 538ff) übernommen, wobei er, gestützt auf eine Bemerkung Friedrich Drexels, nur zweifelnd auf die übertrieben große Spannweite des ersten Torbaues von 15 m hinwies. Auch ich hatte zunächst bei der Abfassung meines Führers durch Augusta Raurica keine Ursache, an der Autorität Karl Stehlins zu zweifeln und hielt Felix Stähelins neuen Vorschlag, den er 1941⁵ vortrug, die beiden Mauerrechtecke seien ursprünglich gallorömische Vierecktempel für ein Götterpaar wie Apollo und Sirona gewesen, durchaus für erwägenswert; bis ich 1954 nach der gründlichen Reinigung das Mauerwerk selber untersuchen konnte. Da fiel mir zunächst auf, daß die Machart der Mauern durchgehend die selbe ist, daß die Vorfundamente in ihrer Höhe überall übereinstimmen und daß die Einfüllung der Flügelbauten innen und in den Nischen nicht aus Bauschutt, sondern aus reinem Mergel besteht. Man mußte also damit rechnen, daß die vorhandenen Baufugen zwischen dem Mittelteil und den Flügeln nicht Umbaufugen, sondern statische Fugen waren, die absichtlich angebracht wurden, um Setzungen verschieden stark belasteter Bauteile aufzufangen. Ferner war am Nordflügel noch zu beobachten, daß die halbrunde Ostnische durch die Viereckmauer bis auf die Höhe des Mörtelbodens geschlossen war, genau so, wie es Fechter bei Schöpflin dargestellt hatte. Entscheidend aber war ein weiteres Baudetail im Innern der beiden Flügel, das Stehlin entgangen war (*Tafel 1 A*). Wir fanden nämlich Reste von abgetrepten Fundamenten, die hinter der West- und der Ostmauer parallel zu diesen anschlossen und die sogenannten Nischenmauern überlagerten. Die drei Bogenmauern endeten darunter wie abgestrichen auf der selben Höhe. Daraus ziehe ich folgenden Schluß: Die Bogenmauern bildeten nie Nischen, sondern sind Druckfänger, wie wir sie vom Theater und der Basilica zur Genüge kennen. Sie sollen das Bersten des Mauerklotzes unter einer schweren Last verhindern. Die abgetrepten Fundamente dagegen sollen den Druck der besonders schwer entwickelten Ost- und Westfassade auf die Entlastungsbögen übertragen. Damit wird die Zuweisung des Mörtelbodens zu einer spätern Bauetappe gegenstandslos; er paßt im Gegenteil aufs beste zu den übrigen Bauelementen, wie die Zeichnung *Abb. 3* zeigt.

Nun können wir auch die Treppe auf der Ostseite auf ein vernünftiges Maß reduzieren (*Abb. 1*). Es handelt sich bei diesem Vorbau um einen leicht erhöhten Platz, den man über 4 Stufen vom Vorhof her betrat. Da die südliche Wangenmauer dieses Platzes aber durch die Umfassungsmauer des «Tempels» angebrochen worden ist, nehme ich an, daß der Vorplatz älter ist, was nichts anderes heißen will, als daß an Stelle des Nischenbaues ein älteres, uns unbekanntes Bauwerk gestanden haben dürfte. Diese Erkenntnis spielt bei der Bewertung der in verschiedene Epochen zu datierenden Funde aus dem Vorhof eine Rolle.

Welche Schlüsse aber haben wir aus unseren neuen Beobachtungen zu ziehen? Stehlins erste und dritte Bauetappe müssen fallen gelassen werden: der vorliegende Bau ist aus *einem* Guß erstellt. Was wir heute in den Flügeln vor uns haben, sind die Reste von zwei geschlossenen Podien, die schwere Aufbauten getragen haben. Der Mitteltrakt war

⁵ ZAK 3, 1941, 241 ff.

W

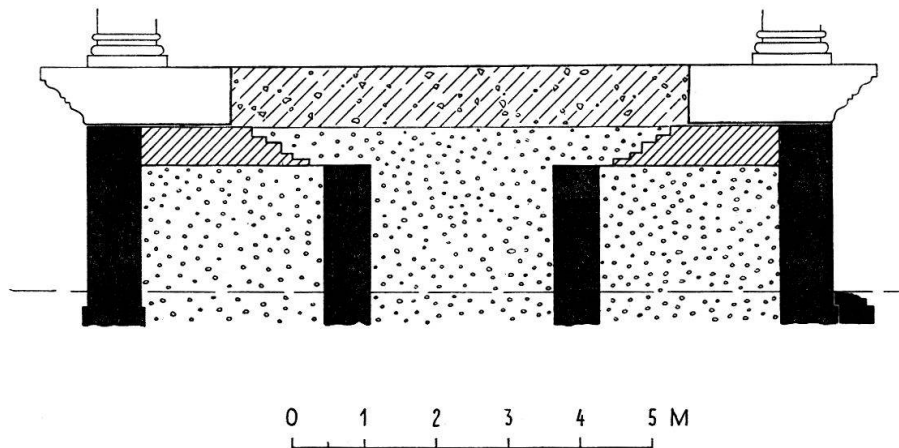


Abb. 3. Augst, Septizonium. Querschnitt durch den Südflügel. Rekonstruktion.

durch je zwei offene Nischen gegliedert, die bis auf den Boden reichten. Die Westfront zeigt in der Mitte eine offene viereckige Nische. Sie dürfte die Holztreppe zur Besteigung des Monumentes enthalten haben, wie schon Schöpflin vermutete. Die Hauptfassade gegen Osten war unten zwischen den Nischen geschlossen, was das noch vorhandene Mauerwerk beweist. Im ersten Stockwerk könnte der mittlere Entlastungsbogen in eine offene Hauptaedicula übergegangen sein und die überlebensgroße Statue aufgenommen haben. Daß die vielen Säulen, deren Vorhandensein durch die zahlreichen, in den letzten 250 Jahren gefundenen Bruchstücke zur Genüge bewiesen wird, teils auf den vorspringenden Fundamentsockeln zu ebener Erde, teils aber im Oberbau standen, dürfte auf der Hand liegen.

Wir erhalten also einen zweiseitigen, reich geschmückten Fassadenbau, der in zwei massiv wirkende, innen hohle Flügel und einen durch Nischen aufgelockerten Mittelteil gegliedert und ganz auf Außenwirkung hin konzipiert ist.

Suchen wir nach Parallelen in der römischen Architektur, so ist es verständlich, wenn schon Stehlin auf die Fassadennymphäen gestoßen ist, die ja nichts anderes als eine kulissenartige Architekturwand mit Nischen und Tabernakeln für die Statuen der Quellgötter und das in ein Bassin sprudelnde Wasser darstellen. Hinter dieser Fassade liegen die oft mächtigen Wasserkammern versteckt. Bekannt ist das Beispiel von Milet mit zahlreichen kleinen, über drei Stockwerke gleichmäßig verteilten Nischen und säulengeschmücktem Wasserbecken. In Side ist die Fassade durch drei große Nischen, ohne Betonung der Flügel, gegliedert. Diese drei Nischen haben Stehlin zu seinem falschen Analogieschluß verführt. Sein Wasserbassin steht nämlich auf schwachen Füßen. Ein nur 5 cm dicker Mörtelboden ohne irgendwelche Steinunterlage hätte dem Wasser niemals standgehalten. Auch haben weder Aubert Parent, noch Stehlin, noch wir je die geringsten Spuren von Wasserzu- oder -ableitungen festgestellt. Wir müssen deshalb in anderer Richtung suchen. Prof. K. Schefold hat mich anlässlich eines Gespräches wohl richtig gewiesen, als er den Namen Septizonium in die Diskussion warf. «Septizonium»

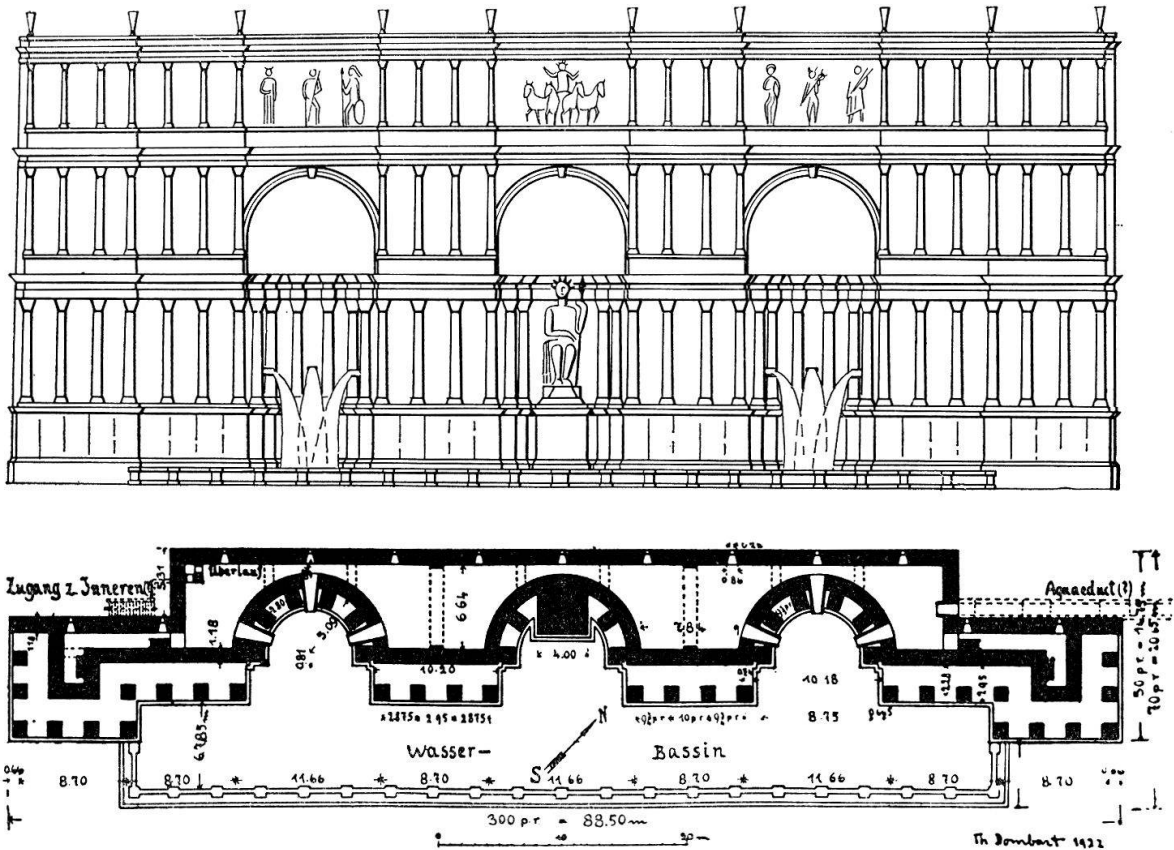


Abb. 4. Rom, Septizonium. Nach Th. Dombart.

ist nach Theodor Dombart⁶ mit «Haus der 7 Planetenzonen» zu übersetzen. Der Begriff geht zurück auf altorientalisch-chaldäische Vorstellungen von der Einteilung des Himmels und breitete sich in Rom im 2. Jahrhundert n. Chr. mit der Einführung der Siebentagewoche aus. Das bekannteste Septizonium stand in Rom am Fuße des Palatins, neben dem Zirkus Maximus, als großartiger Abschluß der von Süden kommenden Via Appia. Es wurde von Septimius Severus erbaut und im Jahre 203 n. Chr. zusammen mit den benachbarten severischen Thermen eingeweiht (Abb. 4). Sein Mitteltrakt zerfiel schon im frühen Mittelalter, war also offenbar am schwächsten gebaut, der Westflügel wurde 1257 zerstört und der Ostflügel im Jahre 1588/89 systematisch, unter Protokollierung jedes Steines, vom päpstlichen Baumeister Domenico Fontana abgebaut. Verschiedene zeitgenössische Stiche überliefern uns das Aussehen dieses letzten Zeugen vor dem Abbruch⁷.

Man sieht darauf deutlich ein Podium und darüber eine dreistöckige Fassadenarchitektur mit reichem Säulenschmuck. Der äußerste Flügel ist leicht vorgezogen. Nach diesen Darstellungen, nach einem Fragment der Forma Urbis, dem in Stein gehauenen römischen Stadtplan und dem Abbruchprotokoll des Architekten von 1589 hat Dombart die Gesamtrekonstruktion vorgenommen (Abb. 4). Wir erkennen die dreifache Gli-

⁶ Dombart, Th., Das palatinische Septizonium zu Rom, München 1922.

⁷ Vgl. G. Lugli, Roma antica, 1946, 519, fig. 164.

derung in zwei dreistöckige Flügel und einen Mittelteil mit drei großen Nischen, die abwärts das Podium durchstoßen und ins 2. Stockwerk hinaufreichen. In der mittleren Hauptnische sitzt die Kolossalstatue des Kaisers, in den Seitennischen nimmt Dombart Wasserspeier an, womit die Verwandtschaft dieses Bautyps mit den Nymphäen angedeutet ist. Der Verfasser betont, daß solche Wassernischen beim Septizonium von nebensächlicher Bedeutung seien. Das Wesentlichste enthält die oberste Zone: Als Wandmosaik die Darstellung der 7 Wochentagsgötter, und zwar so angeordnet, daß Sol, der höchste Himmels-gott und Lichtträger, über dem Kaiserbildnis aufleuchtet. Das Ganze könnte nach Dombart als eine Art riesiger Wochentagskalender gedeutet werden, der dem römischen Volke die neue Zeiteinteilung und den Ablauf der Tage einprägen sollte.

Beachtlich ist, daß im ganzen römischen Reich außer dem palatinischen Septizonium bis jetzt nur noch ein einziges gefunden worden ist: das ebenfalls inschriftlich gesicherte Septizonium von Lambasis in Afrika. Dombart ergänzt es zweistöckig mit einer mittleren Monumentalnische (mit Halbkuppelabschluß). Dieses Gebäude war um 210 n. Chr. bereits *vetustate dilapsum*; es muß, immer nach Dombart, in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts entstanden sein. Septimius Severus wandelte es um 226 durch Wasserzuleitung in ein Nymphäum um.

Werfen wir zum Schluß nochmals einen Blick auf unsern Bau in der Grienmatt. Zunächst ein Wort über die Datierung. Nach dem Urteil von Prof. Schefold gehört der Marmorfries der sogenannten Türeinfassung (*Tafel 3*) stilistisch in die Mitte des 2. Jahrhunderts, ebenso der Kopf der Steinstatue, während v. Salis und Simonett den bronzenen Greifenfries in traianische Zeit setzen. Das braucht uns nicht zu stören. Denn nach der Fundlage gehören die Greifen mit dem Palmettenfries eher zu einem im Vorhof aufgestellten Weihedenkmal, als zum Bau selbst. Dann zur Rekonstruktion. Eine bis in die Einzelheiten gehende Wiederherstellung wage ich vorläufig nicht zu geben. Dazu sollten erst alle Architekturfragmente genau aufgenommen sein. Im großen ganzen aber glaube ich folgendes Bild entwerfen zu dürfen: Zwischen zwei massiv wirkenden, mit Säulen geschmückten Flügeln saß ein aufgelockerter Nischenbau, der auf der Ostseite zwei halbrunde, bis auf den Boden gehende Nischen und eine erst auf Podiumhöhe beginnende Mittelnische für eine überlebensgroße Kaiser- oder Götterstatue aufwies. Auf der Westseite flankierten die beiden Nischen das Treppenhaus. Das quadratische Innere der Flügel von 7×7 m betrat man vom Mittelteil aus im 1. Stock durch Türen, die möglicherweise mit dem Figurenfries eingefast waren. Das 2. Stockwerk könnte unter Umständen außen die Bilder der Wochentagsgötter in Marmorinkrustation und Mosaiktechnik getragen haben (man denke an die Funde Aubert Parents). Das Gebäude stand in einem umfriedeten kleinen Hof, der durch eine Türe in der Südostecke betreten werden konnte und sicher kein Wasserbassin war, wohl aber einen Plattenboden besaß. In der Mitte vor der Ostfassade erhob sich ein erhöhter Platz von einer früheren Anlage. Vielleicht stand dort der Hauptaltar. Über vier Stufen hinunter gelangte man in den Vorhof, der zu beiden Seiten mit Statuen, Weihedenkmälern in Stein und Bronze und mit Nebenaltären geschmückt war. Im großen Peristylhof, der das Ganze umschloß, dürften weitere Heiligtümer, Kapellen oder gar kleine Tempel gestanden haben (Spuren davon

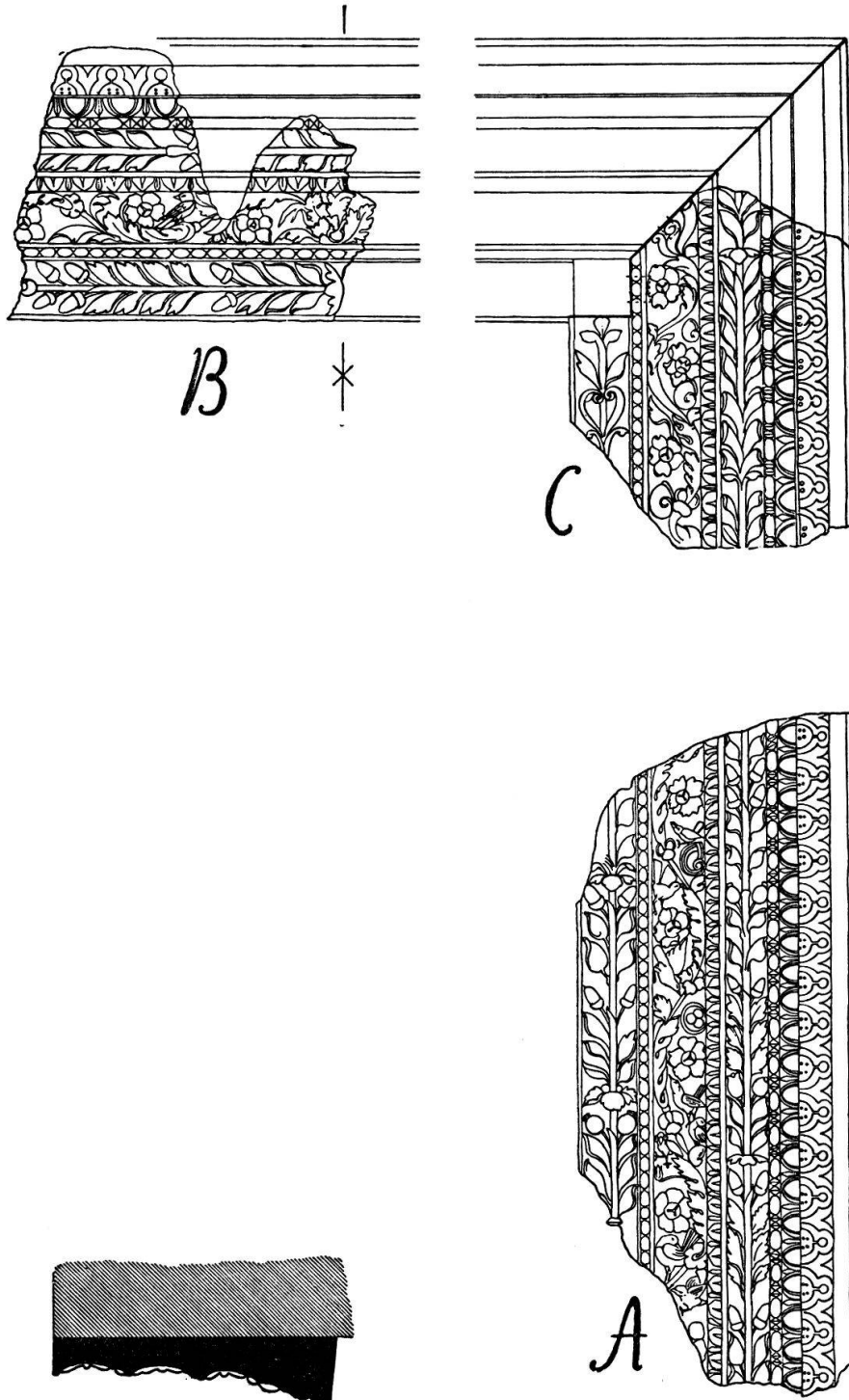


Abb. 5. Augst, Grienmatt. Türeinfassung aus Marmor. Nach Karl Stehlin. Maßstab 1 : 20.

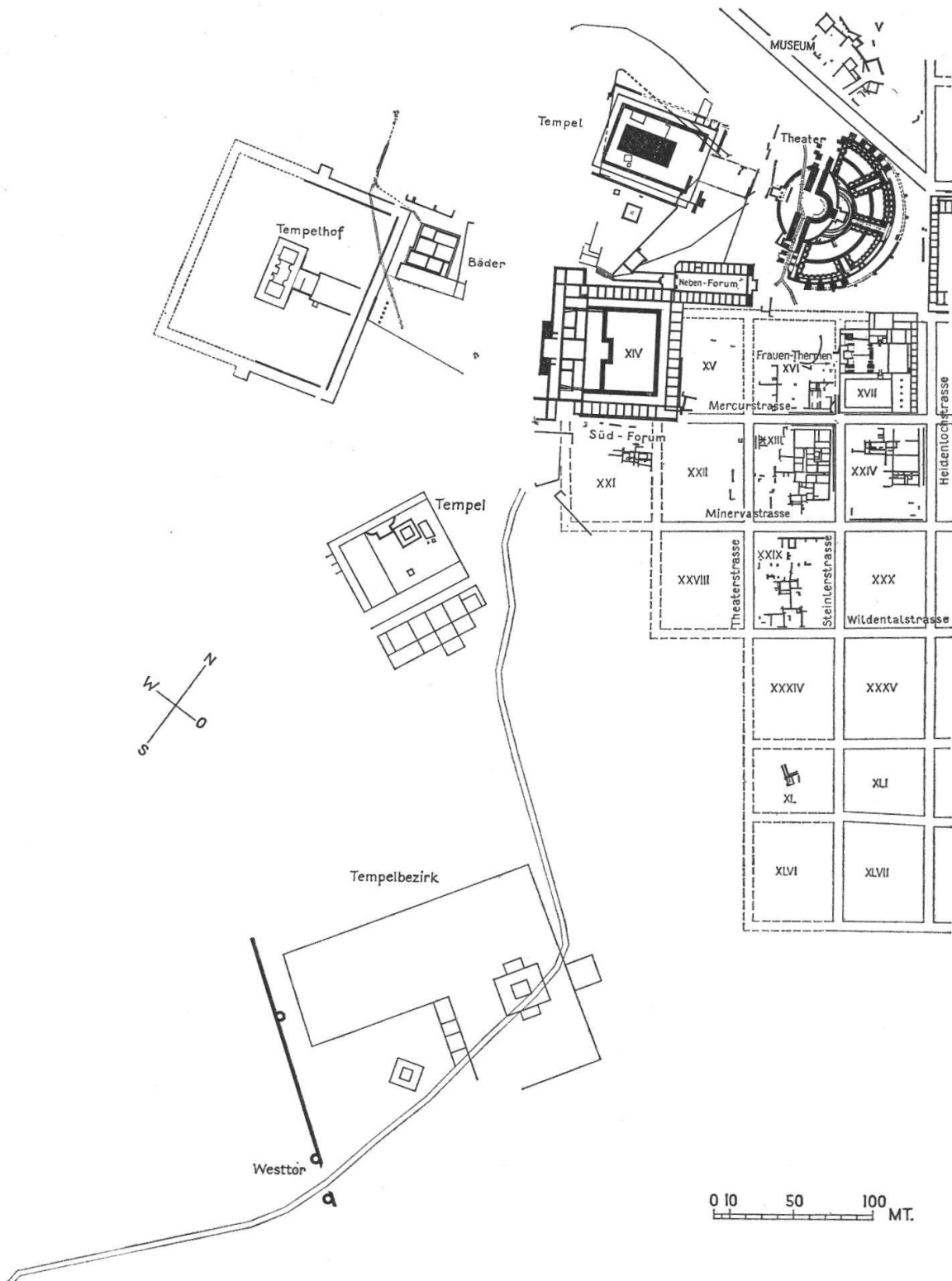


Abb. 6. Augst, Übersichtsplan mit dem Septizonium. – Maßstab 1 : 5000.

geben sich bei Trockenheit auf dem Felde zu erkennen), in denen alle möglichen Götter wie Herkules und Sucellus verehrt wurden. Durch das vierteilige Monumentaltor gelangte man schließlich zur Böschung der hochliegenden Stadt, die man auf einer ansteigenden Via sacra erreichte.

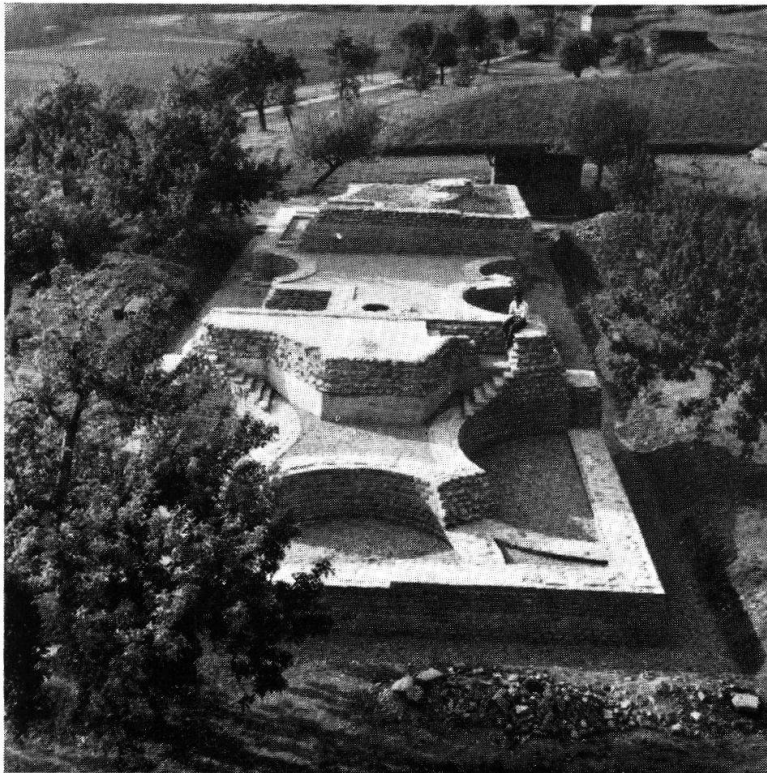
Daß das Heiligtum in der Grienmatt wirklich ein Septizonium und damit das dritte seiner Art im römischen Reiche war, scheint mir höchst wahrscheinlich. Der Kult der 7 Planetengötter war in Augst auf alle Fälle genau so wie in Orbe (vgl. das Göttermosaik) und in Baden (Schöpfkelle von Wettingen) bekannt, was das zierliche Opferbecken⁸ mit den Bildern der Götter Saturn, Sol, Luna, Mars, Merkur, Jupiter und Venus beweist, das um 1800 sehr wahrscheinlich ebenfalls in der Grienmatt gefunden worden ist. Auf alle Fälle gehört unser Bauwerk in die Epoche der römischen Religionsgeschichte, als die klassische Götterwelt immer mehr durch orientalische und provinzielle Kulte und Vorstellungen ins Wanken geriet und der Boden für den endgültigen Sieg des Christentums langsam vorbereitet wurde. In der Niederung der Grienmatt versammelte sich das Pantheon der Götter und Dämonen, denen fruchtbringende, heilende, ja erlösende Kräfte zugeschrieben wurden. Baugeschichtlich gesehen, ist das Heiligtum in der Grienmatt eine höchst eigenartige, seltene Schöpfung antiker Baukunst.

Daniel Schöpflin hat recht behalten, wenn er 1751 schrieb: « Quidquid sit, aedificium hoc venustum et elegans, optime Romanorum in arte aedificandi aetatis partus, Rauricae Coloniae ornamentum haud exiguum attulit atque decus insigne.»

⁸ Führer durch Augusta Raurica, 3. Aufl., 1959, S. 99, Abb. 60. – Vgl. den Aufsatz von Hildegard Uner-Astholz, Der Wochensteckkalender von Eschenz-Tasgetium und die Verehrung der Wochengötter, in diesem Jahrbuch S. 43 ff.

Bildnachweis: Abb. 1: Aufnahme O. Lüdin 1960; Abb. 2–5: aus R. Laur-Belart, Führer durch Augusta Raurica, 3. Aufl. 1959; Tafel 1–2: Photos R. Laur-Belart; Tafel 3: Führer durch Augusta Raurica, 3. Aufl. 1959.

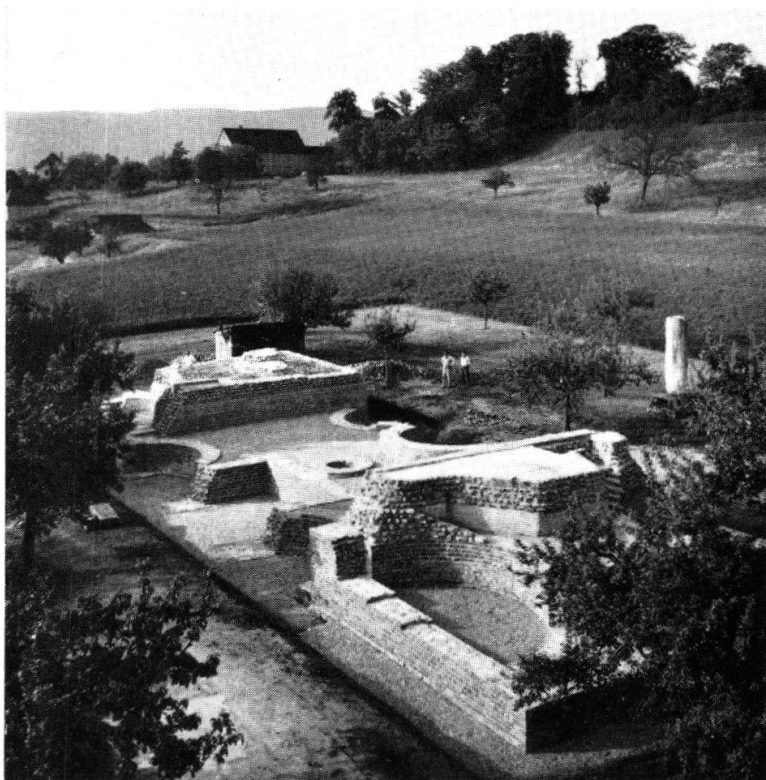
Adresse des Verfassers: Prof. Dr. Rudolf Laur-Belart, Institut für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Rheinsprung 20, Basel.



Tafel 1 A. Augst, Grienmatt. Ansicht von Süden, nach der Konservierung 1954-1956.



Tafel 1 B.¹ Ansicht von Norden. Die halbrunde Mauer im Vordergrund ist etwas zu hoch rekonstruiert.



Tafel 2 A. Augst, Grienmatt. Ansicht von Südwesten mit der Säule Aubert Parents.



Tafel 2 B. Mittelteil von Süden. Ob die 1956 wieder aufgerichteten Säulen an diese Stelle gehören, ist fraglich.



Tafel 3. Augst, Grienmatt. Türeinfassung aus Marmor.